

Niemand flüchtet zum Spaß...



DON BOSCO

PREDIGTVORSCHLAG

Liebe MitchristInnen!

Das Thema Fremde, AusländerInnen, AsylwerberInnen, Migration und Flucht ist ein sehr sensibles und hoch emotionales Thema in unserer Gesellschaft. Man braucht nur einen Blick in die Tageszeitungen zu werfen oder sich Wahlkampfthemen bestimmter Parteien in Europa anzuschauen. Ängste beherrschen dieses Thema und es ist kein Wunder, wenn bei diesem Thema Misstrauen und Abgrenzungsbedürfnisse hochkommen. Fremde und Fremdes anzunehmen und dafür offen zu sein, das ist uns nicht angeboren, liegt uns nicht selbstverständlich in den Genen, sondern das ist eine hohe Kulturleistung. Es braucht ein gut entwickeltes humanes Bewusstsein, um Fremdes nicht als Bedrohung, als Bedrohung der Sicherheit und der Identität zu empfinden. SozialbiologInnen und VerhaltensforscherInnen bestätigen das. Wir sind darauf geeicht, dem Anderen und mehr noch dem Fremden mit Misstrauen oder gar mit Feindseligkeit zu begegnen. Das ist unser stammesgeschichtliches Erbe. Das sitzt tief in uns drinnen. Wir gewinnen unsere individuelle und auch kollektive Identität zunächst auf dem Weg von Abgrenzung und Ausgrenzung. „Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin.“ So zu denken wie der Pharisäer im Evangelium betet, ist natürlich. Den Dialog zu suchen sowie das Miteinander zu wagen, ist uns gerade nicht angeboren. Es bedeutet viel mehr eine Kulturleistung höchsten Grades. Sie fällt uns nicht in den Schoß, sondern muss einer ständig widerstrebenden Natur abgetrotzt werden. Wir Menschen müssten aber immer mehr begreifen, dass wir durch viele Kulturen und Einflüsse geformt sind und dass ein Kombinieren von Vertrautem und Fremdem eine Quelle wichtiger Erfahrungen und Einsichten sein könnte. Nicht zufällig waren es die großen Religionen, besonders die jüdisch-christliche Tradition, die einen Damm gebaut haben gegen Fremdenfeindlichkeit: Fremde werden unter den besonderen Schutz Gottes gestellt und Gastfreundschaft wird den Glaubenden ans Herz gelegt. Im Laufe der religiösen Entwicklungsgeschichte wird Gott auch immer mehr zu einem Gott für alle Menschen, zum EINEN Gott für ALLE Völker.

Gerade hier kommt den Christen und christlichen Kirchen eine besondere Verantwortung zu, wenn sie sich mit ihren Überzeugungen und Erfahrungen in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen.

Ängste und Misstrauen sind aber auch auf der anderen Seite, bei den Fremden, im Spiel. Wer fremd ist, besonders wer unfreiwillig und von Not gedrängt seine Heimat verlassen hat, verliert fast alle Sicherheiten; den vertrauten Boden unter den Füßen, die vertrauten Menschen und ihre Sprache, die absehbare und gestaltbare Zukunft. Das alles macht ängstlich, unsicher und nicht selten depressiv. Diese Ängste gilt es wahrzunehmen und nicht zu leugnen. Es gilt sich diesen Ängsten zu stellen und darüber ins Gespräch zu kommen und das ist nicht leicht.

Um dieses Verstehen werden die biblischen Schriften, indem sie immer wieder darauf hinweisen, dass die Israeliten selbst Fremde in Ägypten gewesen sind und dass sie Flüchtlinge waren, die auf einer langen, mühevollen Wanderung waren, und mit großem Bangen ein Land zum Bleiben gesucht haben. Uns auf Fremde und ihre Not hin zu öffnen, ist auch für uns Christen eine Zu-Mutung, eine Zumutung im doppelten Sinn: Einerseits braucht es tatsächlich Mut und dieser Mut wird uns von Gott her zugesprochen und zugetraut.

Andererseits besteht die Zumutung auch darin, dass Toleranz und Gastfreundschaft den Fremden gegenüber nicht billig zu haben sind. Es ist keine unverbindliche, gedanken- und konsequenzenlose Freundlichkeit, die hier angesagt ist, sondern Toleranz fordert die Bereitschaft, die Last des anderen mitzutragen und durchzutragen („Durchtragen“ ist der ursprüngliche Wortsinn von „Toleranz“).

Diese Haltung wird konkret, wenn Begegnung stattfindet, wenn nicht mehr Pauschalurteile „die Ausländer, die Asylanten, die Türken, die Schwarzafrikaner“ unsere Beziehung prägen, sondern wenn wir Menschen in gleicher Augenhöhe wahrnehmen, Menschen mit ihrer Geschichte, ihren Verletzungen, ihren Eigenheiten, ihren Stärken und Schwächen.



Liebe MitchristInnen!

In den alttestamentlichen Gesetzen ist das grundsätzliche Anliegen zu erkennen, den Fremden in die einheimische Gesellschaft zu integrieren und zwar, was zunächst überraschen mag, über das Leben und Feiern der Familie (vgl. Dtn 16,11; 14,28f.). Diejenigen, die miteinander religiöse Feste und Familienfeste feiern, so die uralte Erfahrung, wachsen auch menschlich zusammen. Die Menschen im alten Israel wussten, dass erst durch ein solches menschlich-alltägliches Miteinander die rechtlichen Regelungen, die nur einen Rahmen für die Integration bieten, auch inhaltlich gefüllt werden können. Die Verheißung des Neuen Testaments weckt zudem die Erwartung, dass „in der Fülle der Zeiten“ (Eph 1,10) eine neue Gesellschaft entsteht, die von universaler Geschwisterlichkeit geprägt ist. Für die frühen christlichen Gemeinden ist dann das Ethnische auch kein Definitions- oder Identitätselement mehr. Weil sich alle als Schwestern und Brüder verbunden fühlen, definieren sich Christen nicht zuerst als Römer, Griechen, Perser ... mit anderen Worten: als Österreicher, Deutsche, Türken, Italiener, ... - das Neue Testament entgrenzt die Liebe zum Nächsten grundsätzlich. Die Herkunft soll innerhalb der christlichen Gemeinde gerade kein Kriterium für das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit mehr bilden. Insofern versteht sich die junge christliche Gemeinde als Avantgarde für eine insgesamt neue Sicht der Welt und ihrer Völker.

Das durch die Evangelien vermittelte Bild Jesu von Nazareth hat noch etwas Besonderes, weil dieser im Verhalten seinen Zeitgenossen gegenüber konventionelle Grenzen von Nationalitäts-, Sprach-, Religions- oder Kulturzugehörigkeit bewusst überwindet. Mit dieser Entgrenzung ist bei ihm die erstaunlich positive Erwartung verbunden, dass gerade vom Fremden etwas Wichtiges, eine Botschaft

Oder eine bereichernde Infragestellung unserer Lebensgewohnheiten ausgehen kann. Leitend für die Spiritualität Jesu ist, die Vision eines über menschlich festgesetzte Grenzen hinausgehenden Gottesreichs, das in seinem heilenden und befreienden Handeln anzubrechen beginnt und aufgrund dessen „Scharen von Menschen“ aus allen Ländern zusammenströmen. Der Jude Jesus ist nicht nur situativ, sondern prinzipiell für Fremde (z. B. Samariter) offen, kennt sogar ihre Nöte und überwindet allgemeine Befremdung ihnen gegenüber, indem er konkrete Nähe zu ihnen herstellt (vgl. Joh 4,1-42). Im Zentrum seiner Ethik erklärt er nicht nur den Feind zum unbedingten Nächsten (Mt 5,44), sondern auch den Fremden. Seine Aufforderung, auch den „Anderen“ zu lieben, überwindet eine Stammes- und Gruppenmoral und begründet ein Ethos der konkreten Solidarität mit „Anderen“. Menschen aus und in allen Kulturen und Völkern sind folglich, so das Vermächtnis Jesu, reelle und potenzielle Orte seiner Gegenwart. Jesus selbst begegnet uns im Fremden. Diesen gilt es eben aufzunehmen, vor allem in Situationen der Not und der Benachteiligung. Diese Ethik Jesu ist und bleibt für uns ChristInnen eine ständige Herausforderung und eine Zu-Mutung. Ich wünsche uns, dass wir immer besser mit dieser Herausforderung und mit dieser Zumutung Jesu umgehen können Amen!

*P. Bernhard Vondrasek
Gedanken teils übernommen von Prof. Rainer Krokauer (Aachen), Prof. Albert-Peter Rethmann (Prag), Pfarrer Jörg Sieger (Bruchsal) und der Caritas der Diözese Linz.*

P. Bernhard Vondrasek